

Vortrag

Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt! Kirche und Theologie in Krisenzeiten

Impulsreferat auf dem Generalkonvent Potsdam

27. April 2022
Stadthalle Falkensee

Bischof Dr. Christian Stäblein

Liebe Schwestern und Brüder,

von Adolf Jülicher, dem großen Gleichnisforscher – ziemlich genau vor 170 Jahren geboren, in Falkenberg, nicht Falkensee, aber doch fast, Falkenberg, einst ein bäuerliches Dorf auf dem Barnim, bei den sogenannten Rieselfeldern, heute Bezirk Lichtenberg – von Adolf Jülicher heißt es, er habe erklärt, es könne in Matthäus 5, Vers 13 im Grunde auch „Ihr seid die Steinkohle der Welt“ heißen. Wichtig sei nur das Herausheben der Jünger in dem Ausspruch Jesu, die inhaltliche Fokussierung der Heraushebung habe untergeordnete Bedeutung. Nun wird man ein bis eineinhalb Jahrhunderte später sagen, Jülicher hätte als Brandenburger wenn, dann doch vielleicht lieber von Braunkohle sprechen sollen. Und gleichzeitig kann er natürlich kaum geahnt haben, welche Brisanz nun gerade diese Metapher heute hätte. Ihr seid die Steinkohle der Erde – Auslaufdatum irgendwie zwischen 2030 und 2038? Da läuft einem die Metapher ja weg, bevor man sie ausgesprochen hat. Ein anderer Exeget, im Willen, Selbiges zu betonen – also: dass es nicht auf das Salz als Salz ankomme, meinte, es könne im Jesus-Logion bei Matthäus auch heißen: Ihr seid der Zucker der Erde. Aber geht das? Christlicher Glaube und Praxis als süße Schicht drüber? Christliches Handeln als Zuckerguss? Oder als Medium, dass die Sahne fest macht? Das ist schon putzig, dass ausgerechnet jene Auslegenden, die einem nahe legen wollen, es käme auf die inhaltlichen Akzente der Metapher vom Salz der Erde eigentlich nicht an, genau diese Erkenntnis am Ende befördern. Es muss wohl doch Salz sein. Also das, was Salz ausmacht: Würzen. Reinigen. Bewahren. Die drei großen Eigenschaften des Salzes: Würzen, reinigen, bewahren. Und dass alles un-

ter zwei Konstitutionsbedingungen: man kann Salz nur gewinnen, aber nicht produzieren im klassischen Sinn, eben nicht wie Zucker, der durch Rüben angebaut, reproduziert und vermehrt werden kann. Salz ist immer schon da. Und, zweite Konstitutionsbedingung: seine Kraft entfaltet es, indem es sich auflöst. Es würzt, indem es andere Geschmäcker verstärkt. Es führt zur Haltbarkeit, indem es sich selbst auflöst. Und es reinigt auch durch diesen Mechanismus. Pur darf man es nur geringstmöglich dosieren, in Klumpen ist es wenig genießbar. Nein, liebe Geschwister, die Metapher ist nicht so zufällig, wie sie erscheinen mag. Und auch, wenn es nie klug ist, ein Bild zu überdehnen, die Theorie Adolf Jülichers, dass es im Gleichnis nur ein tertium comparationis gibt und es nur auf dieses eine ankomme, sie hat sich – bei allem Respekt – überholt.

Ihr seid das Salz der Erde – und wenn das Salz dumm wird, wird es zertreten. Liebe Geschwister, ich gehe davon aus, Sie haben die Verse aus Matthäus 5 im Ohr. Als ich vor knapp sieben Jahren in die EKBO kam, hieß es am Anfang manchmal: sprich lieber nicht von Salz, da gibt es gewisse Traumata. Das habe ich zwar nie wirklich bestätigt gefunden, nach meinem Eindruck ist der Prozess Salz der Erde aus der ersten Dekade des neuen Jahrtausends gut aufgenommen und verarbeitet worden, aber es fiel mir dennoch nicht schwer, mich an diesen Tipp zu halten, denn – darf ich das sagen? – Matthäus 5,13ff gehört gar nicht unbedingt zu meinen Lieblingsstellen des Evangeliums. *Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt* – die Stadt auf dem Berge, das Licht unter dem Scheffel oder eben gerade nicht, und wenn das Salz dumm wird, wird es zertreten – das Ganze ist ja mehr eine Art Scharnier- oder Übergangsstelle in der Bergpredigt. Vorher die wunderschönen Seligpreisungen – selig ist, glücklich ist, selig sind die Frieden stiften, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden – vorher durch die Seligpreisungen Evangelium pur, wie wir es vielleicht gerade heute brauchen. Und direkt nach diesen Übergangsversen kommen die berühmten, man muss nach neuerer Forschung wohl auch sagen: sogenannten „Antithesen“. Vom Schwören – oder eben nicht schwören. Vom Vergelten – oder eben nicht vergelten. Von der Feindesliebe. Ja, eben Feindesliebe. Also wieder Evangelium pur, aufregend, inhaltsstark. Und dazwischen diese Metaphern von Salz und Licht, wenn man nicht aufpasst Allerweltsbilder, durch ständiges Wiederholen und platt reden schon zertreten und dumm geworden.

Warum dann dieser Einstieg, liebe Geschwister? Weil diese Stelle richtig gut passt, gerade heute. Von der Wirkweise des Evangeliums, von der Beschaffenheit des Auftrags und seiner Zeuginnen und Zeugen. Von seinen Methoden, Wegen und Zugängen – nichts ist in unserer mediengetränkten Welt so aktuell und so entscheidend wie das. *Ihr*

seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt. Gerade in Krisenzeiten, gerade in Zeiten, die opak, die unzugänglich, die verschlossen scheinen, ist eben dies zentral: Wie's wirkt. Wie's so vor sich geht.

Beim Krisengipfel im Kanzleramt vor zwei Tagen, an dem ich als Flüchtlingsbeauftragter der EKD teilnehmen durfte, sprach relativ früh jemand eine Gegenwartswahrheit ziemlich gelassen aus, deren innere Energie man nicht unterschätzen sollte. Wir leben, sagte die Person, in ziemlich einmaligen Krisenzeiten, wir haben drei große Krisen nahezu gleichzeitig, von denen je eine für sich schon fordernd genug wäre: Klimakrise, Corona-Krise, Ukraine Krise oder eben schlicht formuliert: Krieg. Es sind die drei großen Herausforderungen dieser Tage – und ich würde sie um einen vierten Prozess ergänzen, der zwar in sich keine Krise bedeutet, aber krisenhafte, weil umstürzende Begleiterscheinungen hat: die Digitalisierung mit ihrer Auswirkung einer sich radikalierenden Individualisierung. Das ist die Welt, in der wir leben. Und auch wenn ich eigentlich nicht dazu neige, die eigenen Zeiten zu überschätzen und dramatisch zu den wichtigsten Momenten der Gegenwart hochtunen zu wollen – das kann man ja im Grunde immer und zu allen Zeiten und es gilt dann auch schnell der schöne Ausspruch eines der Pfarrer dieses Sprengels, der mal sagte, zu anderen Zeiten hatten sie auch nicht den ganzen Tag keine Probleme – also auch wenn ich nicht zu diesem Hochtunen einer Dramatik der Gegenwart neige, für jetzt stimmt es wohl. Es ist eine Umbruchszeit, es ist Transformation zu spüren, Ordnungen, die lange galten, gelten nicht mehr, die Jahre werden gejagt von Sätzen wie: noch nie.

Noch nie wurden die Schulen über einen so langen Zeitraum nach dem Krieg geschlossen. Noch nie mussten sämtliche Ostergottesdienste in physischer Kopräsenz in der Neuzeit abgesagt werden. Noch nie kam es zu einem Lockdown in Friedenszeiten. Oder: noch nie seit dem zweiten Weltkrieg reden wir von einem Angriffskrieg einer Großmacht auf einen Nachbarstaat. Noch nie haben wir einer solchen Zahl von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit ins Auge sehen müssen seit dem zweiten Weltkrieg. Noch nie hat sich das „Nie wieder“ so ins Gegenteil verkehrt. Oder: noch nie seit der industriellen Revolution haben wir eine derartige Transformation der Energiewirtschaft und der Mobilität denken müssen – seit der industriellen Revolution oder auch seit der Einführung des Automobils. Noch nie. Und sicher auch noch nie seit der Einführung des Buchdrucks hat eine technische Revolution unser gesellschaftliches

Sein und auch unser Selbstverhältnis so verändert wie die Durchsetzung der Digitalisierung auf allen Ebenen des praktischen Lebens. Noch nie ist das Charakteristikum von Umbruch, von Transformation, von Krise. Denn - Achtung Allgemeinplatz jetzt unter Theologinnen und Theologen - denn Krise heißt Entscheidung und Krisenzeiten zeichnen sich dadurch aus, dass sie scheiden: zwischen gestern und morgen.

Das ist die Welt, in der wir leben, liebe Geschwister, wir wissen das, Sie wissen das. Die Gegenwartsanalyse könnte jetzt raumgreifender und zugleich detaillierter ausfallen, die Soziologinnen und Soziologen sprechen von Gesellschaft der Singularitäten oder auch von Empörungsgesellschaft – zusammen genommen sind das die Rückseiten von Individualisierung und dem Verlust gemeinsamer Fundamente. Man ist jederzeit bereit, sich über alles Mögliche bei anderen zu empören. Die Krisen, vor allem die Corona-Pandemie hat dieses Phänomen noch verstärkt – naja, ich muss das vermutlich nicht weiter ausführen, zumal ich eines weder mag noch möchte: einen ordentlichen Kulturpessimismus, der in gehobener oder auch mal derber Weise das Lied vom „früher war alles oder zumindest vieles besser“ aufspielt. Das war es nicht und es zu behaupten, ist fast immer falsch. Jede Zeit hat ihre Herausforderungen – technologisch, gesellschaftlich, auch religiös. Die Mär von der permanenten kulturellen und auch moralischen Verschlechterung ist eine Mär – nehmen wir nur drei simple Umstände aus dem gleichen Bereich: die Zeiten einer biologisch bedingten, quasi natürlichen Kindersterblichkeit sind seit einem Jahrhundert massiv zurück gedrängt und gleichsam vorbei. Was für unsere Vorfahren in anderen Jahrhunderten geradezu selbstverständlich war – nehmen Sie nur die Familie von Anna Maria und Paul Gerhardt – die Hälfte oder noch mehr der Kinder starben. Heute, und ich sage Gott sei Dank, können wir oft genug in der 27. oder 28. Woche geborene Kinder ins Leben begleiten, Sie alle kennen vermutlich glückliche Eltern solcher medizinischen Wunder, an die wir uns fast schon gewöhnt haben. Also: fast keine Kindersterblichkeit steht elementar gegen ein früher war alles besser. Oder auch, selber Bereich, nur nicht Medizin, sondern Pädagogik: es ist nur eine Generation her, dass es zu den unreflektierten Konventionen von Eltern gehörte, Kinder körperlich zu „züchtigen“, oder sagen wir es direkter: physische Gewaltanwendung für ein legitimes Mittel der Erziehung zu halten. Heute ist das zum Glück undenkbar – was in diesem Zusammenhang an schrecklichen Exzessen in Heimeinrichtungen Realität war, wird aufgearbeitet. Aber man muss sich vor Augen führen: diese Exzesse fanden auf der Basis eines common sense statt, dass bestimmte Dinge „angeblich noch nie jemandem geschadet

haben“ – oh doch: sie haben geschadet und ich bin froh, wir sind froh, dass das Vergangene ist. Schließlich, ähnliche Thematik, aber jetzt religiöser Zugang: die älteren Generationen in unseren Gemeinden sind noch mit Gottesbildern aufgewachsen und erzogen worden, die mir und vielen von uns fremd sind. Der Gott, der nicht nur alles sieht, sondern auch alles sanktioniert – straft, sühnt – und dem ich trotzdem oder gerade deshalb nie gerecht werden kann, diese Gottesvergiftung, wie Tilman Moser es genannt hat, trifft man heute kaum noch an. Über die theologischen Implikationen können wir gleich noch streiten – ich werde auf manches davon noch zurück kommen -, aber ich glaube, man kann schon sagen: die Barmherzigkeit als zentrales Moment evangelischer Theologie hat sich auch kulturell in den Milieus und Biotopen evangelischen Christentums durchgesetzt, die Feiern des Abendmahls – auch mit Kindern, auch mit den Kitas – sind fröhlicher geworden. Es hat nicht mehr die Anmutung, dass eine Schulklasse schlechte Zeugnisse ausgehändigt bekommt, wenn Evangelische sich zum Abendmahl versammeln, eher ist es das, was sein soll: ein Event, ein Ereignis der Vorahnung von Gottes Reich mitten unter uns – und da darf, ja wird und soll, meine ich, auch gelacht werden.

Womit ich endlich wieder bei der Bibelstelle bin – ein Exeget vermutet, Jesus habe an dieser Stelle in Matthäus 5 gelacht, herzlich gelacht, Motto: wie kann man nur so dumm sein, ein Licht anzuzünden, um es dann da zu platzieren, wo es nichts bringt. Und wie kann man, wenn man schon Salz ist, so lasch werden. Zu Jesu Zeiten, heißt es, als Salzgewinnung ja gar nicht so einfach war, nahm man sich größere Salzbrocken vom Rand des Toten Meeres, sie wurden eingefasst, dienten zur Wärmedämmung und -verarbeitung um die Feuerstelle. Waren sie schließlich ausgeglüht, kamen sie vor die Tür, dort konnten sie immerhin noch zur Fußreinigung genutzt werden. Wenn Theologie, Kirche und Glaube nun also nichts mehr zu sagen haben zu den Fragen unserer Zeit, wenn da nichts mehr salzt, dann können sie vor die Tür zur Fußreinigung?

Ihr seid das Salz der Erde. Das Licht der Welt. Zwei anscheinend ganz verschiedene Wahrnehmungs- oder Erscheinungsformen. Die eine wirkend, indem sie sich auflöst in das andere hinein. Die andere wirkend, indem sie eben wahrgenommen wird, Licht. Allerdings gilt auch da: Licht kann man nicht sehen, nur, indem es hell macht, kann ich alles andere sehen, klar und gut und wahr. So ist die Scharnierstelle in der Bergpredigt auf ihre Weise eigentümlich inhaltsleer – auch das ist immer wieder beklagt worden, hier kämen keine Inhalte vor -, auch darin kann ich sie ganz modern begreifen: *the medium*

is the message. Salz. Licht. Wirkphänomene. Nichts in sich Kehrendes, nichts in sich Verschlossenes. Eine Kirche und ein Glaube, der sich nur oder vor allem mit sich selbst beschäftigt, ist das Gegenteil davon, ist salzloses Salz, ist dumm und lasch geworden, ist seine eigene Verdunkelung. Insbesondere Strukturdebatten neigen zu solchen Verdunkelungen. So wichtig die Transformation der Organisation ist und so wesentlich, dabei niemanden aus dem Blick zu verlieren – und ich sage an dieser Stelle schon mal vorweg, ich komme später noch darauf ausführlicher, aber schon mal vorweg: Ich kenne niemanden, wirklich niemanden, der die Kirche nicht im Dorf lassen will, das Gesetz zur Stärkung der kleinen Gemeinden will ja gerade, dass die Kraft des Glaubens vor Ort bleibt und nicht alles Salz in die Anforderungen einer Körperschaft geschüttet wird. Ich kenne jedenfalls relativ wenig Menschen, die wegen der Attraktivität einer lokalen Datenschutzbeauftragung in der Kirche sein wollen, aber wie gesagt, ich komme noch darauf und ich verspreche, nicht nur polemisch sein zu wollen – so oder so: Strukturfragen neigen eher dazu, jener Salzblock vor der Tür zu sein, an dem man sich die in diesen Fragen wund gewordenen Füße kühlt. Vom Sinn des Salzes, oder anders: von dem Grund, warum Menschen glauben und was sie dazu bewegt, diesen Glauben in der Kirche zu leben, sind wir dann meist sehr weit weg.

Ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt – das mag wirken, hineinwirken in die Fragen der Gegenwart, die Herausforderungen der Menschen, uns Menschen und Gottes Schöpfung, das mag hinein wirken in das, was uns mit der Welt und in der Welt zusammen bewegt. Oder es ist überflüssig, ein Lacher selbst für Jesus.

Ihr werdet langsam ungeduldig, liebe Geschwister? Ich verstehe. Es ist verstanden jetzt und also braucht es „Butter bei die Fische“ oder eben Salz in der Suppe, nicht nur Haare. Was gibt es, was haben wir zu sagen zu den drei oder vier großen Krisen und Transformationen? Ökologische Krise, Pandemie-Krise, Ukraine-Krise, Transformation der Digitalisierung. Für den weiteren Ablauf des Vortrags und das halbwegs bequeme Mitverfolgen können: ich klammere den letzten Punkt zunächst noch einmal aus, beginne beim Ukraine-Krieg und also den friedensethischen Fragen der Stunde. Danach schaue ich auf die Pandemie-Krise und die Frage der Relevanz von Glauben und Kirche. Schließlich ein Blick auf die große ökologische Krise als der Herausforderung unserer Gegenwart: Schöpfungstheologie. Der Blick auf Digitalisierung, sich radikalisierte Individualisierung und die damit verbundenen Anfragen an die Gestaltung von Gemeinschaft und Kirche sollen den Schlusspunkt setzen, es sind keine *Adiaphora*. Und dann sind wir

noch mal bei Matthäus 5 – obwohl: bei allem Durchzug durch die Themen, von Jesu Worten und der Bergpredigt will ich mich nie übermäßig entfernen dabei.

Zeitbudget? Wollte hier sagen: 30 Minuten, stimmt aber nicht, habe mich verkalkuliert, sorry.

Der Krieg in der Ukraine, der völkerrechtswidrige Angriffskrieg des Putin-Regimes gegen den souveränen Nachbarstaat – mit all den Grausamkeiten, die damit verbunden sind, als Erstes Verbrechen gegen die Menschlichkeit, als Erstes das grausame Ermorden von Tausenden von Menschen – das alles führt zu einer, ich würde doch sagen, Zeitenwende, deren Ausmaße wir immer noch nur anfänglich erahnen. Wenn man eine Zeitenwende auch daran erkennt, dass vorherige Gewissheiten und Übereinkünfte sich ins Gegenteil verkehren, dann erleben wir genau das: Jeder und jede ist befragt auf seine und ihre Stellung zu Russland und seiner Politik vor dem 24. Februar, vom Bundespräsidenten über die Ministerpräsidentin Mecklenburg-Vorpommerns bis hin zum Alt-Bundeskanzler, letzterer hat sich auch zu rechtfertigen für seinen Starrsinn nach dem 24. Februar. Der frühere Ministerpräsident dieses Landes Brandenburg, mit dem ich wenige Tage nach Kriegsbeginn telefonierte, hat sehr schnell sehr schmerzhaft Konsequenzen gezogen und ist von seinem Vorsitz im Deutsch-Russischen Forum bereits Anfang März zurück getreten. Ich bedauere das, aber das ist jetzt nicht das Thema – es ist eine Zeitenwende, weil der Satz, den Matthias Platzeck bei seinem Rücktritt gesagt hat, für die meisten von uns gilt: Ich habe mich getäuscht. Ja, das kann und muss auch ich offen erklären: ich habe mich getäuscht. Ich habe einen solchen Angriffskrieg, ein solches brutales Zerbomben von Städten, ich habe derartige Kriegsverbrechen in und vor aller Öffentlichkeit in Europa nicht mehr für möglich gehalten. Ich habe mich getäuscht. Dieser Satz, liebe Geschwister, ist das Signum einer politischen Zeitenwende, die es politisch und gesellschaftlich zu bearbeiten und aufzuarbeiten gilt. Aber auch das soll jetzt nicht mein Thema sein – die Willensbildung hierzu findet in den Parteien, in den Parlamenten, in den Medien, in den zivilgesellschaftlichen Verbänden statt. Gut so, das ist Demokratie. Wenn ich hier darüber spreche, dann, weil es möglicherweise eine Zeitenwende in unserer, in meiner friedensethischen Positionierung ist. Möglicherweise. Ich komme darauf sofort. Aber bevor ich das tue, will ich etwas anderes vorweg schicken: Der Krieg in der Ukraine ist keine Zeitenwende in dem, was unsere Kirche ist: Kirche mit Geflüchteten. Sie, die Sie den Bomben entgangen sind, waren und sind bei uns willkommen. Es zeichnet unsere Kirche aus, dass sie vom ersten Tag des Krieges an da war

und ist für die Menschen aus der Ukraine. Mit einem Dach in den ersten Stunden und Tagen, mit Hilfe bei der Integration – Wohnung, Arbeit – und, ja, das ist Kirche, mit Seelsorge, mit Gebet, mit gemeinsamen Gebet und jetzt auch mit gemeinsamem Feiern von Ostern, Feiern der Hoffnung. Ich danke den Kirchengemeinden, den Einrichtungen und Werken, den Ehrenamtlichen und Beruflichen in der Arbeit mit Geflüchteten, den vielen, vielen, die sich trotz Pandemie-Erschöpfung sofort wieder engagiert haben. Wir lassen nicht zu, dass sich die Zeiten wenden und die Menschen aus der Ukraine wie verloren sind. Danke in den Barnim und in den Fläming, Danke ins Havelland und in die Prignitz, Danke in die Uckermark und in die Mark. Wir werden alle miteinander und füreinander einen langen Atem brauchen, ich danke der Landessynode, dass sie – wie schon 2015 – wieder eineinhalb Millionen Hilfe für die Flüchtlingsarbeit bereit gestellt hat. Wenn es so gelingt, zumindest etwas Licht in dem Tal der Kriegsgegenwart zu sein, mag es gut sein.

Zeitenwende in der Friedensethik? Wer die friedensethische Grundlagenschrift der evangelischen Kirche von 2007 zur Hand nimmt – „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“, muss nicht den Eindruck gewinnen, dass die wir keine Antworten auf die gegenwärtigen Herausforderungen hätten. Hier steht vieles von dem, was jetzt aktuell ist, aufgeschrieben: Die Denkschrift redet vom Leitbild des gerechten Friedens, von dem Prä der Sorge um Internationales Recht und die damit verbundenen notwendigen internationalen Institutionen, die Denkschrift redet von den zivilen Formen der Friedensgestaltung und Friedenssicherung, die viel zu lange viel zu wenig bedacht worden sind. Im Hintergrund der Diskussion von 2007 stehen dabei sogenannte asymmetrische Kriege und Kriegsführungen – die Bekämpfung von Terror und Terrornetzwerken, die eben nicht mit den konventionellen Formen von Krieg und Frieden angegangen werden können -. Aber, das soll man nicht überlesen, auch diese Denkschrift hat Vorstellungen von dem Recht auf Selbstverteidigung, von Formen rechtserhaltender Gewalt, von internationalen Interventionen auch mit Gewalt bei internationaler Legitimierung und in ganz eng abgestecktem Rahmen: Angemessen, verhältnismäßig, klare Ziele, keine anderen Mittel, international legitimiert. Wer das alles liest und prüft, wird feststellen: es fällt nicht schwer, die jetzige Situation in der Ukraine genau hierunter zu fassen. Und ja, auf dieser Maßgabe sind auch Waffenlieferungen an die Ukraine friedensethisch begründbar, ja begründet. Das steht da alles in der friedensethischen Denkschrift von 2007 und – damit das nicht missverstanden wird – es ist schrecklich, dass wir in einer solchen

Situation sind, das ist alles nicht leichtfertig, nicht leicht dahin gesagt, das ist eingebunden in das Leitbild vom gerechten Frieden, eingebunden in die Forderung von zivilen Lösungen und internationaler Anerkennung von Recht. Diese friedensethische Denkschrift und das begründete Ableiten der Möglichkeit von Waffenlieferungen ist kein fröhliches am Krieg mitmachen wollen – im Gegenteil: es ist furchtbar, und wenn es unumgänglich scheint, ist es nicht weniger furchtbar.

Um sich das klar zu machen, muss man aus meiner Sicht doch in die Tiefe der Frage nach Frieden und einer Ethik für die Gegenwart einsteigen. Es geht ja nicht um Recht haben und Recht gehabt haben und es geht nicht mal um die Wahrheit oder Unwahrheit von Begriffen wie Zeitenwende oder nicht Zeitenwende. Es geht um die Menschen, es geht um unsere Sehnsucht nach Frieden, es geht um Gottes Verheißung dieses Friedens, eines Friedens, seines Friedens – letzterer ist nicht von dieser Welt, wie wir wissen, aber uns verheißen. Und nicht nur verheißen, sondern immer schon aufblühend und vorzuahnen in den geistlichen Zusammenhängen unserer Gemeinschaft: im Sakrament, im Gottesdienst, in der Gemeinde, im Miteinander. Dieser Frieden, der nicht von dieser Welt, aber für diese Welt ist und von dem wir geistlich und gemeinschaftlich schmecken dürfen, lebt davon, dass wir uns zurück nehmen, dass wir uns hingeben, dass wir es Gott und Jesus gleich und nachtun. Vom Vergelten bzw. nicht vergelten und von der Feindesliebe – das sind die Inhalte, die uns zum Salz machen, zum Salz der Welt und zum Geschmack füreinander. Ethisch formuliert: das Leben und Kommen des Friedens Gottes lebt von unserem Verzicht auf Satisfaktion, auf Gewalt, auf Gegengewalt. Für mich, so Jesus, so Paulus, so Luther, um es mal simpel aufzureihen, für mich gilt das unbedingt. Für mich. Oder für uns als christliche Gemeinschaft im geistlichen Sinne. Aber für den anderen? Für den zu Schützenden? Für den vom Bösen, von Gewalt, von Brutalität Bedrohten? Man muss kein Fan der Zwei-Reiche-Lehre oder besser der Lehre von den zwei Schwertern oder Regimentern sein, um die Differenzierung im Gedankengang nachzuvollziehen. Der Andere, der Schwache zumal, braucht Schutz – das Gemeinwesen bezieht seine Stärke dadurch, dass es die Einzelnen schützen kann, zu schützen vermag, das ist in theologischer Nomenklatur der *usus politicus* des Gesetzes, die Eindämmung des Bösen, der Schutz des Schwachen. Man soll nicht meinen, bloß weil die reformatorische Theologie diese Dinge besonders kräftig durchdacht hat, habe sie das auch alles erfunden. Es findet sich bei Paulus, es findet sich in der biblischen Theologie der Geschichte Israels und es findet sich auch beim Juden Jesus, wenn von den Unterscheidungen dieser und jener Welt und dem, was er vermag und was wir

vermögen, die Rede ist. Wir werden schuldig – im Tun und im Lassen, im Auslösen von rechtserhaltender Gewalt und im Unterlassen von rechtserhaltender Gewalt. Und wir werden schuldig – ich würde sogar sagen: zynisch – in der Anordnung von Gewaltlosigkeit und Schutzlosigkeit für Menschen, die übermächtiger Gewalt ausgesetzt sind. „Frieden schaffen ohne Waffen“ – ja, unbedingt. Aber als Empfehlung oder Anordnung für Menschen in Mariupol oder Charkiw doch auch eine spezielle Form christlichen Zynismus. Zeitenwende? Der Kirchenrechtler Hans-Michael-Heinig hat von „Ponyhof“-Theologie und von einer eigentümlichen Verselbständigung bestimmter Redeweisen wie der vom gerechten Frieden gesprochen, insofern der schnell nur noch für die gerecht ist, die gerade in seinem Genuss stehen. Das ist in der Wortwahl polemisch, aber fordert m.E. eines zurecht: ein Bedenken, wie wir in einer Welt leben wollen, in der Brutalität, Bosheit, verblendete Ideologie oder anderes den Nächsten bedrohen, was da christliche Verantwortung und also auch christliche Friedensethik heißt. Da nützt dann kein Streit, wer der oder die bessere Pazifistin ist, wer schon immer Recht gehabt hat und was jetzt zu Recht oder Unrecht argumentativ leichter oder schwerer zu vertreten ist, ehrlich gesagt: Das finde ich im Sinne der Menschen in der Ukraine alles ziemlich uninteressant. Interessant ist doch nur: Gibt es ein christliche Ethos, eine Haltung gegenüber Menschen, die von einem Angriffskrieg überzogen werden? Und da würde ich klar sagen: Die gibt es. Und die sagt erstens: Meine Sehnsucht heißt Frieden, Frieden, wie Gott ihn verheißt. Zweitens: Wir wollen nicht Kriege legitimieren und nicht Waffen segnen, wir wollen am gerechten Frieden arbeiten, mit aller zivilen Kraft und allem internationalen Recht. Drittens: Wo der Schutz des Nächsten gegenüber dem Einbruch des Bösen gefragt ist, ist auch die Verantwortung gefragt, die nicht zynisch wird. Das heißt auch: Waffen liefern darf nicht ausgeschlossen sein, rechtserhaltende Gewalt gehört dazu. Viertens: Voller Respekt stehe ich vor den gewaltlosen Aktionen der Ukrainerinnen und Ukrainer, die sich vor Tagen und Wochen vor die Panzer gestellt haben und an manchen Stellen auch mit diesen Mitteln den Überfall gestoppt haben. Als alleinige Empfehlung wird es aber nicht taugen, das einzusehen gebietet der Respekt vor der Selbstverteidigung und des Freiheitskampfes der Ukrainerinnen und Ukrainer. Fünftens: Zur Friedenshaltung gehört auch das Benennen von Kriegstreibern und Kriegslegitimierern – hier müssen wir ökumenisch ehrlich miteinander reden. Die ökumenische Weltversammlung wird in Karlsruhe nicht die Augen verschließen können vor dem Reden der russisch-orthodoxen Patriarchen. Warum sind wir da so leise, wo es um unsere Verantwortung geht?

Ich glaube schon, dass wir mit diesen Unterscheidungen und mit diesem Ringen – niemand macht es sich leicht und niemand mache es sich leicht an diesem Punkt – etwas in die Debatte einzubringen haben, was zentrale Fragen verstärkt, salzt, als Wunden spürbar macht: Was ist mit der Sehnsucht nach Frieden? Was ist mit der Verantwortung für den Nächsten? Wie gehen wir mit Schuld um? Was bedeutet es für mich? Was erhoffen wir von Gott? Wie debattieren wir als Christinnen und Christen untereinander? Ökumenisch und in unseren Gemeinden? An diesen Punkten sind wir gefragt – nicht in verdunkelnder Selbstbespiegelung, sondern aus dem Licht der Worte von der Feindesliebe und der Nächstenliebe und wie schwer sie manchmal zusammen gehen.

Die Krise durch die Pandemie, der Glauben in der Pandemie – liebe Geschwister, darüber ist vielleicht bisweilen zu viel gesprochen worden und doch stehen wir noch am Anfang, noch ist die Pandemie ja nicht vorbei. Was wird es mit uns machen? Wenn ich bedenke, welche kulturellen Veränderungen – generationsmäßig – der 11. September 2001 gehabt hat, dann meine ich, dass wir die Verunsicherung, die die Pandemie mit sich gebracht hat, kulturell, gesellschaftlich, religiös noch gar nicht wirklich ermessen können. Die individuelle und kollektive Rückkehr der Wahrheit, dass Krankheit ein Geschehen ist, dass zur Geschöpflichkeit dazu gehört, dass Krankheit immer auch Krankheit zum Tode ist und dass das für das Selbstverhältnis des Menschen, von Gemeinschaften und auch für das Gottesverhältnis bedeutet, diese Rückkehr einer uralten, immer wieder und je moderner und säkularer immer stärker verdrängten Wahrheit ist in ihrem Nachhall wahrscheinlich kaum zu unterschätzen. Was heißt in diesem Zusammenhang Salz der Erde und Licht der Welt in der Botschaft des Evangeliums zu sein – und dabei so, dass das Medium die Message schon ist, weil das die moderne Grundvoraussetzung ist, um im Leben der Menschen überhaupt noch vorzukommen: wirkungsvoll, spürbar, medial präsent.

Ich will mich an dieser Stelle beschränken, weil die Ansage einer halben Stunde ja nur eingelöst werden kann, wenn die einzelnen Punkte im Folgenden verdichtet werden.

Die Pandemie hat neu vor Augen geführt, dass die zentrale Form der Wahrnehmung und Gestalt des Evangelium dann wirkt, wenn sie wie Salz dazu kommt, also Wirkung pur, häufig genug ohne Sichtbarkeit. Aber wehe, es ist nicht da, dann schmeckt es jeder und jede sofort. Was ich meine? Die Seelsorge, und jetzt nicht beschränkt auf den so eminent wichtigen Bereich der klinischen Seelsorge, des Beistands in Krankenhäusern

und Heimen, sondern die Seelsorge allgemein: das seelsorgliche Gespräch beim Abholen der Predigt, die im Kasten vor der Kirche ausgehängt ist, weil kein Gottesdienst in physischer Präsenz stattfinden darf. Ja, der seelsorgliche Anruf, das Netzwerk Ehrenamtlicher in Zehdenick oder Bernau, Wittenberge oder Niemege, wo die seelsorgliche Spurensuche theologisch-kriminalistisch präsent ist. Die Seelsorge – welche zentrale Erwartung an Kirche sie ist, hat die Pandemie uns wieder ins Bewusstsein gerückt, wo sie nicht präsent war und als sie scheinbar ausgeschlossen war, war das sofort das gesellschaftliche Narrativ, bis heute nicht wegzubekommen. Die Identität von Kirche und seelsorglichem Dasein, diese Art Salz zu sein, Reinigung von Ängsten, Bewahrung im Wort, Verstärkung in Fragen, Klagen, Danken und Aushalten – das hat die Pandemie in neuer Weise nach vorne gebracht. Kirche ist Seelsorge - oder sie ist für die Menschen nicht, und das meint nicht die einzelne Handlung, es meint die Dimension allen kirchlichen Tuns in ihrem Wesen. Das stellvertretende Fragen, das stellvertretende Suchen und Tasten nach Antworten, das Zulassen des Warum, das Trösten im Schwachsein, das Bereiten zum Sterben, die Hoffnung auf die Ewigkeit, die Gewissheit, dass das alles hier nicht alles ist, dass Gott seine Arme ausbreitet – die Pandemie als Sichtbarmachen der seelsorglichen Dimension als dem Urbestand von Kirche, nicht im instrumentellen Nutzeneffekt – wie oft wurde ich gefragt, ob die Kirche nicht einen Riesenaufschwung habe durch die Pandemie, eine Art Rückkehr des Glaubens, und immer wieder habe ich geantwortet: nein, das nicht und irgendwie auch zum Glück nicht, denn Kriseninstrumentalisierung ist nie hilfreich, also das nicht, aber sehr wohl ein neues Bewusstsein der Gesellschaft für eben diese Fragen, das schon.

Also ja, Salz der Erde – sich ganz und gar hingebende und im Tun für den Nächsten sich auflösende Kraft. Und ja aber auch, die Pandemie als Salz in der Wunde eine Institution, die nicht zum ersten Mal nach ihrer Relevanz gefragt ist. Wer hört die Antworten des Glaubens? Wer will sie hören? Vor allem: Für wen sind es Antworten, die im Leben und Sterben helfen, tragen? Da muss schon eine der bekanntesten Schriftstellerinnen, bekennende Agnostikerin, die Talkshow zum Trostgottesdienst mit Bibelspruch umformen und daran erinnern, dass wir als Kirche nicht zweite Gesundheitsämter, sondern erstes Trostamt sind. Masken gibt es überall, gut so. Gewissheit, dass Du im Sterben nicht allein bist und im Tod nicht ins Nichts schaust, die gibt es eher nur bei uns, bei Ihnen. Aber ach, die Relevanz – und dann das Licht unter dem Scheffel, auch wir immer wieder verstrickt in den Diskursen ums Impfen. Impfen ist vernünftig, Nächstenliebe ist wichtig, Trost und Hoffnung sind christlich, so müsste man doch vielleicht formulieren.

Ich frage mich oft, ob ich zu salzlos, zu wenig widerständig in den wunden Fragen der Pandemie war. Auf der anderen Seite: In der Seelsorgesituation mit den großen Antworten und den guten Lehren kommen – Lehren sind ja auch nur eine modern-säkulare Variante des Konzepts, dass Gott mit der Pandemie eine kluge Pädagogik verbindet. Ach nein, wir werden und müssen im Nachhall noch eine Weile mit den Fragen und Erfahrungen leben: Die Rückkehr der Seelsorge und die offene Wunde der Relevanz, die Herausforderung des Salzes und das Vermissen der Stadt auf dem gesellschaftlichen Berge. Vielleicht dieser Trost: Das Nachdenken über die Bedeutung der Pandemie, ihr Wirken in uns als Faktor kultureller Veränderung, das beginnt erst. Bringen wir da die Lebensfragen und die Antworten unseres Trostes ein. Oder das Leben wird wahrlich fad und salzlos.

Die ökologische Krise. Ist fraglos die Schwerste – erzwingt eine sozial-ökologische-energetische Transformation, um die wir als Kirche schon eine Weile wissen. Was aber ist unsere Aufgabe dabei jenseits des allen gebotenen Tuns – also jenseits von CO₂-Emissionsreduktion, zwei Grad-Mindestziel und allem damit verbundenen. Unsere Aufgabe: Ehrlich von der Schöpfung reden. „Jenseits von Eden und Blühwiesenromantik“ heißt ein ebenso polemischer wie hilfreicher Impuls dazu von Günter Thomas bei Zeitzeichen-Net. Die Erfahrung der Schöpfung durch die Geschöpfe nach dem Fall – postlapsarisch – ist überaus ambivalent, nichts hat das wieder so deutlich gemacht wie die Pandemie und die Möglichkeit der Schöpfung zu einem tödlichen Virus. Wenn wir von Bewahrung der Schöpfung reden, darf es also weder um einen anthropologischen Fehlschluss – „der Mensch kann alles, notfalls auch die Welt retten“ – gehen noch um einen romantisierenden, ja naiven Rückgang zur Natur. Vielmehr geht es um die mit allen Ambivalenzen menschlicher Entwicklung ringenden Möglichkeit zur Erhaltung der Lebensgrundlage Schöpfung, eine Aufgabe, die m.E. zwingend mit der Perspektive verbunden ist, den Menschen aus seiner Perspektive des Selbstzentrums herauszurücken. Die Menschheit verhält sich – zumindest in ihrer industriellen Ausprägung – ja gewissermaßen als kollektiver *homo incurvatus in se ipsum*. Davon gilt es frei zu sprechen und frei zu werden. Das mag weh tun – aber dieses Salz sollten wir sein. Die Pandemie war und ist ein ja – leider, irgendwie auch – gutes Trainingsfeld für die Erfahrung, was und wie viel sich ändern und transformieren lässt.

Theologie und Kirche in Krisenzeiten, Glaube in Krisenzeiten. Man soll ja, liebe Geschwister, nicht glauben, dass es zur Zeit des Matthäus irgendwie einfacher gewesen wäre. Die Rohheit der Welt wird eine ganz andere gewesen sein als heute, wo wir den Bruch der Zivilisation in der Ukraine ja auch deshalb so stark wahrnehmen, weil die Zivilisation und das heißt auch die zivilisierte Kultur des Umgangs miteinander so stark geworden ist. Das wird man für die Zeiten des Matthäus gewiss nicht behaupten. Und schon gar nicht eine irgendwie geartete Stärke christlichen Glaubens. Die hier niedergeschriebenen Worte haben so um 90 nach Christus – ich weiß nicht – vielleicht 5000, vielleicht 10 000 Anhängerinnen und Anhänger im engeren Sinne gehabt? Zur Zeit des Paulus jedenfalls werden es 3000, vielleicht 5000 gewesen sein. Im Imperium Romanum. Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt – das wird hier in der Tat einem Häuflein klein zugesprochen, mitten in den mannigfaltigen Krisen ihrer Zeit. Die Botschaft ist dabei durchaus einmalig, weil sie die Wirkung der Einzelnen in den Blick nimmt: Du stehst als Einzelner, als Einzelne in der Wirkung dieses Evangeliums, du bist das Salz, du bist das Licht, du bist der Mensch, für den Gott ist. Jede und jeder geht auf seine, auf ihre Weise auf – das ist das eigentlich Moderne, ja Zukünftige der christlichen Botschaft, du bist der Mensch, für den Gott ist, du bist so das Salz, Ihr seid das.

Ich betone das so, weil – die letzte Wendung dieses Vortrags vorbereitend – weil evangelische Überzeugung eigentlich keine Angst oder Zurückhaltung vor der Hochschätzung der Individualität, der Unverwechselbarkeit von Einzelnen, vom Ruf eines jeden und einer jeder durch Gott hat. Weil es der unvertretbar Einzelne, die unvertretbar Einzelne in ihrer Unverwechselbarkeit und Gottesebenbildlichkeit ist, deshalb gibt es auch keine Angst bei der Transformation von Medien und Formen. Die Digitalisierung, wenn sie nicht in die Vereinzelung führt, kann Hilfe und Stärkung bei der Profilierung des Individuellen sein. Dass das Individuelle sich nur in Gemeinschaft seiner Individualität vergewissern und nur die Gemeinschaft Individualität überhaupt ermöglicht, ist ein Allgemeinplatz. Und ebenso, dass die Organisation dieser Gemeinschaftsformen überaus wandelbar ist. So kommt ein Doppeltes bei der Wahl und Gestalt der Organisationsform christlicher Gemeinschaft zusammen: sie muss Partizipation jedes und jeder Einzelnen ermöglichen. Dafür ist sie da. Und, zweitens, sie ist nicht festgelegt auf eine endgültige Ordnung oder Struktur, weil sie zu wechselnden Zeiten ausschließlich einer Sache zu dienen hat: der Ermöglichung des Zugangs zum Evangelium, also Wort und Sakrament, das macht sie aus, dafür, nur dafür ist sie da. Kirchengemeinden sind nicht Vereine zur

Verwaltung eines Vermögens oder zur Bestellung eines Friedhofes – das sind nur die Zutaten, im Zentrum steht die spirituelle Kraft, Menschen Zugang zum Evangelium zu ermöglichen. Keine Kirchengemeinde ist für sich, das sagt übrigens schon das Wort Parochie, das „neben dem Haus“ meint, über das Haus hinaus. Hieraus lassen sich relativ leicht nun Obersätze ableiten. Erstens: Es ist gut, es ist gut evangelisch, dass so leidenschaftlich um die Formen und Gestalten gestritten wird, in denen Menschen Evangelium leben und weiter sagen können. Das ist keine Nebensächlichkeit. Ich bin froh und dankbar für die vielen Hoch-Engagierten, gerade auch dann, wenn wir verschiedene Positionen vertreten. Zweitens: Niemand, aber auch niemand will die Kirche nicht im Dorf lassen, das Dorf – oder besser: der einzelne Ort, da, wo ich bin in meiner Unvertretbarkeit und Unverwechselbarkeit, da will auch Gott sein und da will er Gemeinschaft bilden. Drittens: Keine Kirchengemeinde ist für sich, immer lebt sie vom Sein mit und für andere. Wo ich hinkomme, sehe und höre ich stets, wie sehr längst die allermeisten Kirchengemeinden diese Gemeinschaft mit anderen leben, wie sie die vielen verschiedenen Formen nutzen und gestalten. Es gibt ja gerade an diesem Punkt keine Zentrale, die ein Modell verordnet oder vorgibt. Aber: so oder so, an der Körperschaft hängt das Evangelium nicht, sondern an ihrer geistlichen Kraft, die soll vor Ort gestärkt werden, nur deshalb werden die Grenzen für die Rechtsform Körperschaft nach oben gesetzt, zur Stärkung der Ortskirchengemeinden. Ich weiß, das kann man anders sehen. Und deshalb bin ich so froh, dass wir eine Kirche und eine Gesellschaft sind, in der jeder und jede ihre Position einbringen kann, das ist konstitutive Basis unseres Kirche-Seins. Ich habe die Landessynode, die vor gut vier Monaten hierzu entschieden hat, als Sternstunde in Sachen Kirchendemokratie erlebt. Die Synode hat die Regeln Richtung Ausnahmemöglichkeiten noch mal verändert und geweitet, die Synode hat scharf diskutiert, die verschiedenen Stimmen wurden sehr deutlich – und sie hat am Ende in einer Einmütigkeit entschieden, die ich vorher nie erwartet habe. Bruder Berg hat dort und auch auf der letzten Synode faszinierende Brandreden für die Demokratie gehalten. Ich danke Ihnen dafür, mir klingeln die Ohren vor Freude darüber bis heute. Er hat gesagt: „Nun ist entschieden, ob es weise war, wird man sehen. Aber man kann es nicht alle drei Monate ändern wollen, schon gar nicht, wo doch Ausnahmemöglichkeiten geschaffen sind.“ So sehe ich das auch. Was für mich heißt: Weiter reden, weiter hinhören, immer gesprächsbereit sein, aber auch deutlich sagen: Das Evangelium hängt nicht an dieser Frage. Kriterium kann einzig und allein sein, dass die Gemeinde vor Ort gestärkt, die

Zusammenarbeit erleichtert und vertieft wird, die Kirche im Dorf bleibt. Und das bleibt sie, gerade so, gerade so bleibt sie es. Sonst will ich ... ach.

Ach, sonst salzt das Salz nicht mehr, dann wird es dumm. Und dumm sollten wir uns nicht machen in solchen Prozessen, nicht verführen lassen von Populismus und leichten Parolen. Aber völlig klar und nein, kein Zufall: Ihr seid, wir sind nicht bloß der Zucker, nicht bloß der Zuckerguss auf den Problemen des Lebens, die mit Kirche oder Glauben dann ein wenig süßer werden. Wir sind, ihr seid auch nicht die Steinkohle der Erde, das Ablaufdatum zur Nutzung stünde ja fest. Ihr seid das Salz, das Licht – in dieser doppelten Struktur. Selbsthingabe zum Würzen, Reinigen, Bewahren – und es hell werden lassen vom Evangelium.

Ihr seid das, Ihr tut das. Gerade in den Krisenzeiten, in den besonderen Krisenzeiten, die wir durchlaufen. Dafür sage ich Dank. Dank auch, dass Ihr jetzt so lange zugehört habt. Ich habe am Ende eines solchen Vortrags ein schlechtes Gewissen. All die großen Themen – Krieg und Frieden, Pandemie, Ökologie, all das Krisengerede. Und das andere habe ich wieder nicht angesprochen. Die Gartenschau mit ihrer Schönheit der Erde. Das Ostern, das Ihr gefeiert habt. Die vielen phantastischen Ideen und Projekte. Das stete einfach da Sein, einfach als Salz das Evangelium unter die Leute bringen, so dass man es gar nicht merkt oft, aber wehe, das Salz fehlt, hui, wehe, Ihr wäret nicht da, wir würden es sofort merken. Sofort. Aber Ihr seid ja da. Und das Salz der Erde in Falkensee. Und Falkenhagen. Und Falkenberg. Danke!